

www.e-rara.ch

Oberrheinische Mannigfaltigkeiten

Gränicher, Samuel

Basel, 1781[-1784]

Universitätsbibliothek Basel

Shelf Mark: UBH Falk 464

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-96684>

Sechstes Stück. Montags am 31. Dec. 1781.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Oberheinische Mannigfaltigkeiten.

Sechstes Stück.

Montags am 31. Dec. 1781.

Der Spaziergang.

An einem der ersten von den lieblichen Tagen des letzten Frühlings, machte ich einen Spaziergang in den Wald, um in diesem und denen daran gelegenen Fleckern und Wiesen die Natur wieder aufleben zu sehen. Unter mancherlei reizenden Gegenständen fiel mir besonders ein kleiner Wasserfall zu sehr ins Gesicht, als daß ich mich nicht hätte dabei aufhalten sollen. Die ungekünstelte Sorgfalt des Landmanns hat ihn zu Wässerung der Wiesen angelegt.

Ich näherte mich solchem, und beobachtete mit Vergnügen die mancherlei Veränderungen des Wassers, die durch den sanften Fall desselben verursacht wurden. Vorzüglich machten die dadurch entstandene Wasserblasen meine Aufmerksamkeit rege. Die Sonne, die sich auf ihrer gewölbten Oberfläche spiegelte, bildete kleine funkelnde Sterne. Ich ergözte mich an ihrem Spiel, und wie sie in verschiedener Größe auf dem Wasser hin und her schwammen, um festen Fuß zu fassen — still standen und — plötzlich scheiterten, wie die kleinen bei den größern Schutz suchten, sich ihnen anhängten, bald aufgenommen, bald aber verdrängt oder gar verschlungen wurden, — wie bald



große und kleine auf einmal verschwanden, und andere stark und dauerhaft scheinende entstanden, die aber nur so lang die Oberhand behielten, bis die Gewalt noch neuerer sie zum Weichen brachte.

Lange bemerkte ich diese angenehme Erscheinung bis endlich der grössere Anlauf des Wassers, und die heftigere Gewalt desselben das ganze Schauspiel, sogar auch die größte unter allen Wasserblasen, die sich am längsten erhalten hatte — verschwinden machte.

Ich kehrte zurück, und auf dem Weg verglich ich das, was ich sahe — mit einer Hofhaltung — die grossen und kleinen Wasserblasen mit Ordens-Rittern, Ministern, Kammerherren und andern Creaturen des Hofes — und die allergrösste — mit dem Fürst — mich selbst aber mit dem genügsamen Bürger auf dem Land.

Abairan, eine Morgenländische Erzählung.

Ein alter Derwisch, der einem jungen Menschen über die Freundschaft Klugheitslehren gab, erzählte ihm dabey folgende Geschichte.

Du hast gehört, mein Sohn, die grosse Neigung und Freundschaft, welche man denen Widern gegen den Menschen zuschreibt. Abairan, der Calif zu Bagdad, ermüdet von der Jagd, und von seinen Leuten getrennt, legte sich unter einen Baum des Forstes, neben einen kleinen rieselnden Bach zur Ruhe nieder, und das Murmeln des kleinen Strohms wiegte ihn in einen süßen Schlaf, als ihn bald darauf eines dieser kleinen Thiere daraus erweckte; und wie



erschraf er, da er nur einige Schritte weit eine ungeheure Schlange erblickte, die auf ihn anrückt? Er sprang auf, raste die warnende Eideze von der Erde auf, und floh!

Dieser Vorfall stöste Ihm eine solche Neigung für das Thierchen ein, daß er es täglich mit eigener Hand fütterte, meist bey sich hatte, und in seinem Busen trug. Er hatte dies noch nicht lange getrieben, als er, dessen Gesichtsfarbe gesund und blühend war, blaß und fränklich ward, sein lebhafter Blik ward dunkel, er verlor die Schlaf, und alle Zeichen einer hartnäckichten Krankheit stellten sich bei ihm ein.

Die Aerzte wurden berufen, aber ihre Kunst war vergeblich; die Krankheit nahm täglich zu, und der Engel des Todes schien in kurzem gegen den Califen seinen unerbittlichen Pfeil losdrücken zu wollen, als ein Fremdling erschien und seine Dienste anboth. Man sah ihn als einen dieser herumreisenden Quacksalber an, welche besonders grossen Städten nachziehen, und wies ihn ab; allein da der Fremde sein Leben verpfändete, wenn er nicht hülfe, fand er endlich Gehör, und wurde für den Califen gebracht.

Kaum hatte Er des Califen Augen erforscht, so erklärte er, die Ursache der Krankheit sey eine Eideze, deren giftiger Hauch die ganze Blutmasse und Säfte des sie heizenden Califs verdorben habe. Der Arzt nahm ein kleines Gläschen aus seiner Tasche, mischte einige Tropfen in einen Becher mit Wasser, den er dem Abairan darreichte. Dieser trank so beherzt wie einst Alexander, und fand sich besser; die Eideze wurde wiederum ins freye Feld gesetzt, der Calif fand sich täglich besser, in wenig Tagen blühte

Jugend und Gesundheit wiederum auf seinen Wangen, und lebhaftes Anmuth glühte in seinem Auge wie vorhin.

Der Calif welcher dem Arzt erzählt hatte, wie er zu der Sibere gekommen war, und daß er sie aus Dankbarkeit so geliebt hätte, bath nun den Arzt bei ihm zu bleiben, und den Palast und Tisch des Califen als sein anzusehen. „Da mich nichts mehr vergnügt und fröhlich macht, als wenn ich dankbar sehn kann, so wirst du wie ich hoffe einwilligen?“

Verzeihe, erhabener Vorsteher der Gläubigen, erwiderte Alczaman, Gutes zu thun bringt allemal seine Belohnung mit sich, und der Gutherzige und Wohlthätige fühlt eben so viel Vergnügen, in Ausübung seiner Wohlthaten, als immer der empfinden kan, dem er sie erweist. Wenn dir meine Kunst nützlich gewesen, so hat es mich erfreut, und alle Belohnungen, die ich dafür mir erbitte, ist die Freiheit Bagdad zu verlassen, und in meinen einsamen Aufenthalt zurück kehren zu dürfen, wo ich blos Weisheit und Wahrheit zur Gesellschaft habe.

Du bist ein Fürst, es ist wahr, mit allen Eigenschaften ausgeschmückt, welche deine Gesellschaft wünschenswerth und angenehm machen können; deine Regierung ist ein Segen für deine Untergebene, und wird von allen deinen Nachbarn bewundert; allein die Klugheit gebeut mir deine Freundschaft auszuweichen, so sehr sie alle deine Nachbarn suchen.

Verzeihe, mächtiger Beherrscher der Gläubigen, die Freimüthigkeit der Denkungsart deines Knechts, die einzige Herrschaft, welche der Weise wünschen soll. Freundschaft gründet sich auf Gleichheit des Standes und des



Wünsche, und sogar Tugend, ob sie gleich immer nothwendig ist Freundschaft zu befestigen, ist unwirksam dazu, wenn diese Grundlage mangelt.

Betrachte nun, welch eine große Entfernung zwischen mir und dir ist, bedenke die Beschwerlichkeiten, welche für beide aus dieser Vereinigung entstehen würden; du bist in einem Pallast erzogen, ich in einer Zelle; die Wolsahrt von Tausenden hängt von deiner Wachsamkeit und Sorge ab, als Beherrscher; Mein Vergnügen besteht in der Einsamkeit und stillen Betrachtungen; sollten wir zusammen leben, so würdest du einerseits nachlässig werden, wenn du mir in meinen Spekulationen Gesellschaft leistetest, und ich anderseits würde in diesen, durch die Geschäfte gestört werden, welche sich dir aufdringen würden.

Laß uns also getrennt leben, damit jeder diejenige Rolle recht erfüllen möge, welche zu spielen ihm die Fürscheidung angewiesen hat, damit wir nicht ein jeder des andern seinem Geiste statt Balsam ein Gift werden, wie die Eidere deinem Körper eins ward.

Gegenwart des Geistes.

Als König Jacob der 2te England verlies, that ein jeder was er wollte; so thaten sich Raubgesellschaften zusammen, zu rauben und zu plündern. Eine solche Gesellschaft von 17 Personen kam zu dem Generalcinnehmer in der Grafschaft Norfolk, der damals eine ansehnliche Summe in seiner Amtscassa hatte. Eine Parthei dieser Raubgesellschaft gieng in das Amtshaus, und als sie in die Halle



kamen, begegnete ihnen des Generaleinnehmers Frau und hieß sie nach damaliger Weise willkommen. In Antwort sagten sie ihr, sie wüßten daß eine ansehnliche Summe Amtsgeld im Hause sey, und müßten sogleich haben!

Ohne im geringsten bestürzt zu seyn oder zu stocken, und mit Lächeln und freundlicher Mine antwortete die Frau Einnehmerin, daß sie sehr bedaure daß sie zu spät kämen, indem ihr Mann diesen Morgen früh nach London gegangen sey, das gehabte Geld dem Schatzamt einzuliefern. Auf dies nahmen sie höflich Abschied, wenig denkend, daß diese Abigail sie narrete; denn alldieweil sie ihnen dies anband, war ihr Mann wirklich bei Hause in einem obern Zimmer, in Zusammenzählung dieses Geldes begriffen.

Erfreuliche Nachricht von der baldigen Zurückkunft des Englischen Generals Faucit nach Teutschland.

Bekanntlich ist auf die Bourgoyniade am 19. Oct. eine Cornwallisiade gefolgt. — und wie konnte es anders seyn? Wie mögen die Engländer den Wahn so lange nähren, daß sie, mit 6000, 10000 — 20000 Mann, Provinzen sich wieder unterwerfen können, die sich einige 100 teutsche Meilen weit erstrecken, und von grossen Flüssen und ungeheuren Waldungen durchschnitten sind? und noch dazu in einem andern Welttheile, von wo aus sie erst nach Monaten erfahren, was da sich zugetragen hat, und wohin sie wieder eben so viele Zeit brauchen, Geld, Menschen und Proviant zu schicken. Auch ohne den Beitritt von



Frankreich, wäre vielleicht die Unterdrückung der Amerikaner eine Chimäre gewesen, und izt ist sie's um so mehr. Ob Frankreich Vortheile davon hat, die mit seiner Aufopferung für die Amerikaner im Verhältnisse stehen? ob die Amerikaner auch dankbar genug für den geleisteten Beistand seyn werden? ob das Glück Frankreichs und der Colonien nicht endlich die Bundesgenossen der Engländer erweckt, zu verhindern, daß dieses Reich nicht zu tief gedemüthigt wird? und ob also nicht zu befürchten ist, daß der Vorgang vom 19. Oct. ein allgemeines Kriegsfeuer, auch auf dem festen Lande entzünden könnte — sind politische Probleme, deren Auflösung nicht für diese bürgerliche Wochenschrift ist, und ohnehin von der Aufklärerin aller Räthsel — der Zeit, erwartet werden muß.

Auch wars dies nicht eigentlich, was wir sagen wollten: sondern unsere Absicht war nur, allen den großen und kleinern Herren Deutschlands, die Menschen zu verkaufen haben, anzukündigen, ihre zweibeinigte Waare nun bereit zu halten. Denn da der amerikanische Abgrund den Engländern nun wiederum 8000 Mann verschlungen hat, welches so viel ist, als in Europa eine Armee von 50000 Mann, und diese Lücke wieder ausgefüllt werden muß, so wird General Faucit die Postchaise nach Harwich ohne Zweifel schon wieder bestellt haben, um Gullsteine aus Deutschland zu holen. England ist zwar sehr bevölkert, und London allein könnte wohl 150000 Pflastertreter, Spieler, Highwaymers, zu Grund gerichtete Esquires, Kupler, böse Schuldner, und andere Leute dieser Gattung, welche der Abschaum der Hauptstädte sind, vielleicht gar zu seinem Vortheile, entbehren. Allein die Engländer wissen den



Menschen in ihrem Vaterlande zu schätzen. Desto erlaubter ist's ihnen, in Guinea und — Deutschland afrikanische und teutsche Menschen zu kaufen, da diese immer einige Stufen niedriger stehen, als die Englischen Menschen.

Und gewinnen wir nicht dabei? Menschen haben wir genug — ja fast zu viel, wie man aus den Rippenstößen schließen kann, die man in der menschlichen Gesellschaft sich gefallen lassen muß. Aber an Geld, Kaffee und Zucker fehlt's uns. Also kaufen uns die Engländer die überflüssige Menschenwaare ab, geben uns Geld dafür, und für dieses kaufen wir von ihnen wieder Zucker und Kaffee. Ist also der Vortheil nicht auf unserer Seite, da wir für eine entbehrliche Waare so unentbehrliche Waaren erhalten?

Zwar könnte man sagen; „die Engländer gewinnt doppelt von uns, erstlich Menschen, und denn haben sie wieder an dem Zucker und Kaffee, den sie uns für das von ihnen erhaltene Geld liefern, ihre fünfzig Procente: mit-hin bekommen wir für die Ballen Menschen, die zu Bremervörde an Bord gestossen, geprügelt, gefuchelt und gearquebusiert werden, weiter nichts, als Zucker und Kaffee.“ Die Kurzsichtigen! das ist eben unser Profit und der Schaden der Engländer. Wir verlieren nur das Geld, sie aber Zucker und Kaffee. Wie können wir sie auslachen! Thee müssen sie nur trinken, daß ihnen der Magen zusammenschrumpft, indessen wir auf ihre Kosten Zucker und Kaffee haben. Wie könnten wir mehr gewinnen! Stellt den wohlgewachsensten Bauernkerl in eine Gesellschaft von Frau Baasen — vorausgesetzt, daß keine Mannsüchtige alte Jungfern dabei sind! — welche Langeweile wird die



Gesellschaft haben? aber verkauft den plumpen Kerl nach England um Zucker und Kaffee, tischt dieser Gesellschaft davon auf, und denn geht hin um drei Uhr, ob der Mund mehr zum Gähnen, oder Schnattern gebraucht wird?

Milzsuchtige Hypochondristen könnten zwar wiederum auch das einwenden: Verkauften wir Deutschen nicht so viele junge Mannschaft nach Amerika, so würden weniger Frau Vaasen-Visiten gehalten, mithin der Name manches ehrlichen Manns, in dergleichen Gesellschaften, wie man sagt, weniger angetastet werden. — Allein wie schwach ist dieser Grund! als ob unsere Urgroßmütter, die keinen Kaffee tranken, nicht auch gelästert hätten!

Das allenfalls möchte den Schein von einigem Schaden haben, daß wenigere Jungfern Hoffnung haben, mit Ehren unter die Haube zu kommen. Doch dürften die Fürsten ja nur die Strafgesetze auf die Sünden gegen das sechste Gebot mildern, so würden die Schreiber, Kandidaten, Werbofficiere, Musterreuter u. schon dafür sorgen, daß die nach Amerika gehenden Transporte bald wieder ersetzt werden. Es bleibt also ganz richtig, daß der Menschenhandel mit den Engländern für uns Deutsche sehr vortheilhaft ist.

Desto erfreulicher wird allen Fürsten, die so viele Menschen haben, daß diese sich im Lande nicht mehr nähren können, die Nachricht von der baldigen Ankunft des Generals Saucit seyn. *) Zugleich melden wir dem Publikum, was ein Freund aus London uns im Vertrauen geschrieben hat.

*) Nach einigen öffentlichen Blättern ist er bereits in Deutschland. Io! Triumph:



Da nämlich die Fürsten, die bisher England mit den nöthigen Sorten von Füsiliern, Grenadieren, Dragonern u. versorgt haben, kein so großes Waarenlager mehr haben werden, so wollen die Britten eine Teutsche Reichsarmee nach Amerika schiften. Sie werden nämlich an verschiedenen Orten Boutiquen errichten, wo sie jedes Exemplar annehmen werden, das man ihnen zum Verkauf bringt, wenn es gleich nicht alle zu einem Potsdamer erforderliche Eigenschaften hat.

Der Preiscourant für einen Menschen, der 5 Schuhe 8 Zoll hat, und ohne Fehl ist, bleibt 6 Pfund Sterling, oder Karolinen. Davon aber wird abgerechnet:

- | | |
|---|-----------------|
| 1) für jeden Zoll, der an dem Maß fehlt | 8 Schill. Engl. |
| 2) für das rechte fehlende Auge | 1 lb. Sterl. |
| 3) für das linke fehlende Auge | 10 Schill. |
| 4) wenn dem Exemplar ein Fuß fehlt | 2 lb. Sterl. |
| 5) wenn die rechte Hand fehlt | 1½ lb. Sterl. |
| 6) wenn die linke fehlt | 18 Schill. |

Dagegen darf wohl einer etwas zuviel haben, z. E. einen hohen Rücken, oder den Galgen auf dem Buckel, dies wird nicht geachtet.

Freilich wird diese Reichsarmee mit Höfem und Stelzenfüßen einen artigen Aufzug machen. Allein was bekümmert das uns? Die Engländer haben keine Leute, und haben Geld und Kaffee: Wir haben kein Geld und keinen Kaffee; aber Menschen, besonders Krippel, Lahme und Blinde. Also könnten wir sie ja auf keine bessere Art los werden, und Deutschland wird in Zukunft nichts als die schönsten Menschenfiguren haben. Ob die Engländer mit dieser Reichsarmee etwas ausrichten, ist unsre Sorge



wieder nicht. Genug, wir schicken alles, was wir nicht brauchen können, fort, und behalten die schönste junge Mannschaft im Reiche, und lassen diese sich lieber die Hälse in Europa unter einander brechen, welches viel besser und schicklicher ist.

Am angenehmsten ist uns diese Nachricht für die kleinen Grafen und Edelleute in Deutschland. Denn da kleinere gräfliche Höfe gern fürstlichen — die Edelleute aber gräflichen Staat führen, wozu ihnen öfters die Einkünfte fehlen, so können sie nun ihre Einnahme sehr stark erhöhen. Denn gesetzt, ein Landjunker hat fünfzig Familien in seinem Dorfe, mithin etwa dreßsig ledige Pürsche, kann er nicht die Hälfte davon an die Engländer verkaufen? vermehrt er dadurch nicht seine Renten um fast 100 Karolinen? welches allerdings eine ansehnliche Summe ist, die er gleichsam geschenkt erhält. Wenn nun diese Herren dadurch das gewinnen, daß die Kaiserlichen Kommissionen nicht so bald bei ihnen eintreten, oder die schon vorhandenen — welches größtentheils der Fall seyn wird — desto eher wieder abziehen müssen: haben sie nicht Vortheile genug? Wir hoffen daher, daß bald in allen Kirchengebeten die Bitte um Verlängerung des Amerikanischen Kriegs eingebracht werden wird, wenn gleich sogenannte Patrioten klagen, daß Amerika den Europäern noch wenig genützt, und seit bald drei Jahrhunderten die alte Welt an Menschen und Geld erschöpft habe.

Geschrieben am Rhein,
den 5ten December 1781.

Der Verfasser. I



Anekdote.

Ein Pariser Kaufmann Namens Boursault, hatte durch den Handel ein grosses Glück gemacht, und ließ sich in seinem Alter einsinken, nach dem Beispiel andrer sich in Ruhe zu begeben. Da er sich aber weder mit Denken noch Lesen, noch mit irgend einem gesellschaftlichen Vergnügen, zu beschäftigen wußte, so fand er bald, daß Müßiggang nicht allezeit mit Zufriedenheit verbunden sey. Er war schwermüthig zu Hause und abwesend in Gesellschaften. Letztere vermied er endlich gänzlich, weil er fand, daß seine Krankheit dadurch mehr vermehrt als gemildert wurde. Der Himmel hatte ihn mit einem schönen tugendhaften Weibe und mit einem liebenswürdigen Sohn beglückt, er fühlte aber nichts von diesem Glück, und machte es zu seiner Beschäftigung alles um sich unglücklich zu machen. Sein Sohn wurde durch die Grausamkeit und Verachtung, womit ihm sein Vater begegnete, so betrübt, daß er in eine unheilbare Krankheit fiel und mit gebrochenem Herzen starb. Boursault hatte sich zwar, so lange sein Sohn lebte, wenig um ihn bekümmert, wurde aber durch seinen Tod völlig aus aller Fassung gebracht. Sein schon vorher hinfälliger Körper, konnte diesen neuen Gram nicht ertragen, er wurde gleich nach dem Tode des Jünglings krank und starb. — Die einzige Erbin seines grossen Vermögens war nunmehr seine Nefinn Maria L'Esneur, ein schönes und artiges Frauzenzimmer, das ausser ihrem Vetter von jedermann geliebt und geehrt wurde. Geiz war jederzeit Boursaults herrschende Leidenschaft gewesen, er zeichnete sich aber auf eine ganz sonderbare Weise in seinem letzten Willen aus



Deffen Hauptinhalt folgender war. Zweihundert Louisd'or, welche er im ersten Jahr seines Handels erworben hatte, sollten mit ihm begraben werden, weil er niemand für würdig hielt, die ersten Früchte seines Fleiffes zu erben. Von seinem übrigen Vermögen sollte ein Zehnthheil nach zehn, und ein anderes Zehnthheil nach zwanzig Jahren an seine Nefinn, die übrigen acht Zehnthheil aber an ihre Kinder, und in Ermanglung deren; oder im Fall sie oder ihre Kinder vor Verfließung des bestimmten Terms verstürben, an das große Hospital in Paris ausgezahlt werden. Dieses lächerliche Testament, wurde auf Beschwerde der Erbin, von dem Pariser Parlament vernichtet; es kann aber wenigstens dienen, die große Gewalt des Geizes, der lächerlichsten aller unserer Narheiten in ihrem wahren Licht und ihrer ausschweifendsten Stärke zu zeigen.





An der Ruhestätte meines Freundes.

Sunt aliquid manes, lethum non omnia finit!
Lucidaque effictos effugit umbra rogos.

PROPERTIUS.

Da wall ich hin an deinem stillen Grabe!

Vollendet hast Du deine Bahn!

Ach, daß ich Dich nicht länger bei mir habe!

Du guter, lieber Biedermann!

Ich sah Dich herrlich, Freund! im Lenz der Jahre,

Ich sah Dich auch am Brautaltar!

Und ach! so bald verschlang Dich eine Währe!

Dein Vater mit dem Silberhaar.

Weint laut um Dich, und Deine treue Schöne

Lag jammernd auf der kalten Gruft.

Dein Säugling wimmert seiner Kindheit Töne,

Weil alles um ihn Elend ruft.

Wenn ich Dir nun das Menschenloos erzählte,

Das mich bisher betroffen hat!

Wie oft ich Armer! irrte, wankte, fehlte,

Im ungewissen Lebenspfad!

O wenn ich Dir nun jedes Leiden klagte

In unserm Nebelvollen Land!

Berwester! wenn ich Dir mit Thränen sagte,

Wie oft ich mich betrogen fand!

Wie überall in unserm Thun und Lassen

Viel Puppenspiel und Thorheit ist!



Wie immer noch auf Erden Menschen hassen,
Und andre quälen, Weisheit ist!

Wie immer noch so manche stille Jugend
Im unbekannten Elend stirbt!
Und ungebildet manche schöne Jugend
In ihrer Blüthe gleich verdirbt!

Wie nah und fern der Weise mit der Mine
Des bittern Hungers betteln geht!
Und immer noch dort auf der höchsten Bühne
Das Laster angebetet steht!

Wie oft zum tiefen Seufzen und Verstummen
Die arme Menschheit Zuflucht nimmt!
Wenn endlich nothgedrungen, vor dem Dummern,
Verdienst und Wissenschaft sich krümmt.

Wie oft das Glück mit seinem goldnen Flügel
Die stolzen Thoren mächtig schützt,
Indeß der Bauer auf dem heißen Hügel
Für geizige Ty rannen schwitzt!

Wie leider! auch den besten Menschen selten
Die Sonn am Himmel lächelnd scheint!
Wie oft im Mondenschein zu bessern Welten
Des Frommen Auge schmachtend weint!

Wie immer — Doch was sollen Elegien
An deinem Grab, du Seliger!
Die Crone winkt, und stärkt bei allen Mühen
Des Lebens jeden Wanderer.

Carlsruhe, den 6. Nov. 1781.

Sander.



Der siebzehnte Weinmond.

Schweizerbund. (1307.)

(Die 355. Begebenheit des Geschicht-Calenders, von welchem noch Exemplarien zu haben sind.)

Albrecht von Oesterreich wollte die Helvetier mit Gewalt unterjochen. Er setzte Landvögte, die sich alle Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten ungestraft erlaubten. Denn sie saßen in befestigten Schlössern, hatten Kriegsknechte bei sich, und legten hier und da neue Festungen an, das Volk im Zaum zu halten. Niemand aber tyrannisierte mehr, als Gessler. Endlich faßte Werner von Stauffachen den ersten Gedanken, seinen Mitbürgern die Freiheit zu verschaffen. Er entdeckte ihn Walther Fürsten, von Uri, bei dem er den flüchtigen Arnold von Melchthal fand, dessen Vater der Uebermüthige von Landenberg die Augen hatte ausstechen lassen. Diese drei schwuren unter sich zu Gott und den Heiligen: jeder unter den Seinigen einige Bundsgenossen anzuwerben, mit derselben Beistand die Tyrannei zu vertreiben, und einander in Behauptung der Freiheit mit Leib und Leben beizustehen. Die nächstfolgende Neujahrsnacht erstiegen sie zu gleicher Zeit einige Schlösser, und verbrannten sie. Ihre Anzahl, die sich anfangs kaum auf hundert Mann belief, verstärkte sich. Die drei Kantone, Schwiz, Uri und Unterwalden kündigten Albrechten den Gehorsam auf, und so wurde die Freiheit hergestellt, und mit wenigem Blutvergießen der Grund zur Eidgenössischen Republik gelegt, die keinen Feind von außen, desto mehr die von innen, unter denen Luxus und Geldgierde die vornehmsten sind, zu fürchten hat!

Feiert den Tag, ihr Freunde! an welchem eine ganze Nation das Joch des Despotismus abgeworfen hat!